

## Dichter für den Krieg. Literarische Propaganda im Jahr 1914

*Von Kai Köhler*

Die große Mehrheit der Schriftsteller im Deutschen Reich und der deutschsprachigen Autoren im Habsburgerreich reagierte enthusiastisch und einsatzbereit auf den Beginn des Ersten Weltkriegs. Einsatzbereit heißt nun nicht unbedingt, daß sie kämpfen wollten; auch wenn sich einige freiwillig zum Militär meldeten, so der bei Kriegsbeginn immerhin 51jährige Richard Dehmel. Die große Mehrheit indessen bevorzugte es, ihre Leser zum Kampf aufzufordern.<sup>1</sup>

Zu den bekannteren Autoren traten zahlreiche Dilettanten, die ihre militaristischen Gefühle zu Papier brachten. Schätzungen gehen für die erste Kriegsphase von einer Tagesproduktion von immerhin 50.000 Gedichten aus. Es geht im Folgenden um diesen Zeitabschnitt bis in den Herbst 1914, als die deutsche Offensive im Westen gescheitert war und auch die Öffentlichkeit begriff, daß mit einem raschen Sieg nicht zu rechnen war. Die zeitliche Einschränkung bedeutet, daß wir es mit literarischen Kleinformen zu tun haben: Gedicht, Artikel, Essay, Tagebuchnotiz. Ein Drama oder einen Roman zu konzipieren und abzufassen braucht länger.

In dieser Phase war die veröffentlichte Meinung in den Mittelmächten fast ausnahmslos auf Kriegskurs.<sup>2</sup> Die historische Forschung hat inzwischen das etablierte Bild von der einhelligen Kriegsbegeisterung relativiert.<sup>3</sup> Organisierten Jubel gab es in Großstädten mehr als in Kleinstädten und Dörfern. Wer abseits blieb, artikulierte sich nicht; wer gegen den Krieg war, hätte, um sich bemerkbar zu machen, eine Organisation gebraucht, die es nach dem Seitenwechsel der SPD nicht gab. So dominierten die Kriegsbefürworter die Plätze, Zeitungen und Zeitschriften. Es handelte sich um eine einfache Machtfrage, die vorerst auf imperialistische Weise beantwortet wurde. Die Lage wurde später zum „Augusterlebnis“ verklärt, aus gegensätzlichen Interessen heraus. Diejenigen, die auf eine Volksgemeinschaft statt auf Klassenpolitik zielten, nahmen die Verhältnisse als Vorbild für ein künftiges Deutschland. Denjenigen hingegen, die den Krieg begrüßt und mittlerweile seine Schrecken verstanden hatten, diente die damalige scheinbare Einigkeit als Entschuldigung.

Das war wichtig für Intellektuelle, die davon leben, ihre Meinung zu verkaufen.<sup>4</sup> Solche Leute müssen stets zwei Bedingungen erfüllen: Erstens die aktuell verkäufliche Meinung liefern,

---

<sup>1</sup> Umfassend zum ideologischen Kontext Kurt Flasch: *Geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg*. Berlin 2000, und Wolfgang J. Mommsen (Hg.): *Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*. München 1996. Zu publizistischen Äußerungen von Schriftstellern vgl. Eckart Köster: *Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*. Kronberg / Ts. 1977, und Helmut Fries: *Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter*. 2 Bände, Konstanz 1994/95.

<sup>2</sup> Zum Zerfall dieser Einhelligkeit bereits im ersten Kriegsjahr vgl. Günter Häntzschel: *Literatur und Krieg. Aspekte der Diskussion aus der Zeitschrift „Das literarische Echo“*. In: Mommsen (Anm. 1), S. 221-233, sowie Fries (Anm. 1), Band 2, S. 95-131.

<sup>3</sup> Aufschlußreiche Briefquellen jetzt bei Michael Ebert (Hg.): *Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914-1918*. Göttingen 2014.

<sup>4</sup> Fries (Anm. 1), Band 1, S. 4-10, arbeitet eine „Journalisierung der Literatur“ während des deutschen Kaiserreichs heraus. Während das Schreiben für Zeitungen als Gelderwerb eine immer größere Rolle spielte, bot Kriegspropaganda aus Sicht einiger Autoren die Chance, über eine solche als niedrig eingeschätzte Tätigkeit hinaus wieder eine nationale Führungsrolle einzunehmen.

zweitens sich nicht geirrt haben. (Wir kennen alle diejenigen, die sich mit der Reue über ihre vergangenen kommunistischen Irrtümer prostituieren; die Verfallszeit dieser Ware ist sehr begrenzt.) Da sich häufig ändert, was zu verkaufen geht, braucht der langfristig erfolgreiche Intellektuelle eine gewisse Virtuosität, was die Begründung seiner vergangenen Meinungen angeht.

Der Dichter spielte 1914 in Deutschland und Österreich dabei eine Rolle, die heutzutage kaum mehr vorstellbar ist. Die Debatten um Peter Handke, Christa Wolf oder Martin Walser in den 1990er Jahren sind nur ein Nachklang dieser Bedeutung. Es gab kein Internet, kein Fernsehen, kein Radio; im deutschen Kino wurden 1914 fast nur ausländische Produktionen gezeigt, und erst die Kriegslage gab den Anstoß für die systematische Entwicklung einer eigenständigen deutschen Filmindustrie, bis hin zur Gründung des Filmkonzerns UFA 1917, die auch von der obersten Heeresleitung initiiert wurde. Bis dahin waren Postkarten das wohl wichtigste Bildmedium für Propaganda.

Welche Haltungen waren für Schriftsteller gegenüber dem Krieg möglich? Idealtypisch sind fünf zu unterscheiden: Erstens der politisch informierte und begründete Protest, zweitens der moralisch-humanistische Protest, drittens die Vermeidung des Kriegsthemas, viertens das zögerliche Mitmachen, fünftens das begeisterte Mitmachen.

Der politisch begründete Protest wäre von Autoren zu erwarten gewesen, die im Grundsatz antiimperialistischen Parteien wie der SPD nahestanden. Doch ist Literatur ein Geschäft, das sich nur selten rentiert und insofern für Arbeiter schwer auszuüben; das Versagen der SPD bedeutete eine weitere Schwierigkeit. Diese Position wurde also zunächst kaum besetzt.

Das gleiche gilt für den moralisch-humanistischen Protest. Es gab zwar die pazifisch-bürgerliche Literaturzeitschrift „Forum“ des Publizisten Wilhelm Herzog. Für die jüngeren, dem Expressionismus nahestehenden Autoren existierte die von Franz Pfemfert herausgegebene Zeitschrift „Aktion“, die noch auf der Titelseite vom 1. August einen Antikriegsaufruf brachte. Doch waren diese Ansätze schnell von der Zensur eingeschränkt und blieben sie derart selten, daß es sogar als Protest wirken konnte, wenn zuvor publizistisch aktive Schriftsteller nun schwiegen.<sup>5</sup> Immerhin gab es Schriftsteller, die wie Heinrich Mann, Annette Kolb, Johannes R. Becher oder Franz Werfel den Krieg von Beginn an ablehnten.

Doch dominierte das begeisterte Mitmachen. Zu Beginn soll es um die ganz groben Versionen gehen, dann um immer differenziertere Argumentationen. Dem zögerlichen Mitmachen ist dann relativ breiter Raum gewidmet. 1914 vergleichsweise selten ist es aus heutiger Sicht der interessanteste Fall, weil kein Intellektueller mehr begeistert über den Krieg schreibt, sondern auch die Pro-Imperialisten behaupten, ihn leider und wider Willen führen zu müssen.

---

<sup>5</sup> Beispiele bei Fries (Anm. 1), Band 2, S. 28f.

## I

Gerhart Hauptmann, immerhin Literaturnobelpreisträger von 1912 und ein Meister der Anpassung an je neue politische Verhältnisse, dichtete dagegen ein „Reiterlied“, dessen erste Strophe lautet:

„Es kam wohl ein Franzos daher. – / Wer da, wer? – / Deutschland, wir wollen an deine Ehr‘!  
– / Nimmermehr!! / Schon wecken die Trompeten durchs Land, / jeder hat ein Schwert zur  
Hand. / Man kennt es gut, dies gute Schwert, / von Spichern, Weißenburg und Wörth, / das  
deutsche Schwert.“<sup>6</sup>

Ähnlich schlimm ergeht es in den Gegnern der folgenden Strophen, nämlich „ein schwarzer Russ“ und „ein Englishman“, in der letzten Strophe schließlich drei Räubern auf einmal. Spichern, Weißenburg und Wörth waren Orte von Gefechten im deutsch-französischen Krieg von 1870/71, der auch schon nicht mehr mit Schwertern ausgekämpft wurde, sondern mit Gewehren und Kanonen. Reiter waren, wie man spätestens seit dem russisch-japanischen Krieg 1904/05 hätte wissen können, im modernen Krieg veraltet; der Festungskampf von Verdun 1916 war bei Port Arthur 1905 bereits Erfahrung geworden. Reiterlied und Schwert waren also – für jeden halbwegs aufmerksamen Zeitungsleser erkennbar – Anachronismen, die muntere Kriegsstimmung vermitteln sollten und mit der Kriegsrealität kaum mehr etwas zu schaffen hatten. Allerdings wurde dieses Wissen erst durch den Ersten Weltkrieg in einem solchen Maß in soziale Erfahrung umgewandelt, daß sich auch kriegsverherrlichende Literatur sich nicht mehr einer solchen Bilderwelt bedienen mochte.

Während Hauptmann ein Autor der Hochliteratur war, der sich konjunkturbedingt in die Niederungen schlechter Verse begab, war Ludwig Ganghofer ohnehin als Autor harmonisierender, staatskonformer Heimatromane etabliert. In „Die Gartenlaube“, einem – so der Untertitel – „illustrierten Familienblatt“, das sich von seinen durchaus liberalen Ursprüngen aus der 1848er Revolution entfernt hatte, veröffentlichte er sein Gedicht „Das letzte Wort“, das folgendermaßen anfängt: „Gewonnen war die grimme Schlacht. / Die Waffen ruhn. Es sinkt die Nacht. // Bei Metz im großen Leidenszelt / Liegt sterbenswund ein deutscher Held. // Ein schlanker Bursch, ein junges Blut, / Die Kugel traf, sie traf ihn gut. // Und Wärter, Arzt und Schwester stehn, / Um einen deutschen Tod zu sehn.“<sup>7</sup>

So geht es noch zehn Strophen weiter, und das „letzte Wort“, das die Überschrift versprochen hat, lautet: „Deutschland, du wirst nicht untergehn!“ Eklatant ist das Mißverhältnis zwischen einerseits dem realen massenhaften Tod auf den Schlachtfeldern, wo Soldaten vergast oder von Kanonen zerfetzt werden, und andererseits der einen sauberen Kugel und gänzlich fiktiven Ärzten, die Zeit für einen Sterbenden aufwenden. Anders als triumphalistische Gerhart Hauptmann kennt Ganghofer den deutschen Tod, doch nur, um ihn auf eine Weise zu verklären, die keinem historischen Krieg entspricht.

---

<sup>6</sup> Gerhart Hauptmann: Reiterlied. In: Wolfgang Walter / Elmar Birkenbach: Krieg – Literatur – Unterricht. Ein Text- und Arbeitsbuch zum Ersten Weltkrieg. Frankfurt a.M. 1987, S. 14f.

<sup>7</sup> Ludwig Ganghofer: Das letzte Wort. In: Die Gartenlaube, 1914, Nr. 39, S. 1.

## II

Es war dies eine Propaganda für geistig Anspruchsarme, für die es als kulturelle Legitimation ausreichte, wenn nur die eigenen Idealvorstellungen vom Krieg in Verse gepackt wurden, die sich reimten und nicht allzu sehr holpterten. Einen viel höheren Begründungsaufwand treibt Thomas Mann in seinen im November 1914 veröffentlichten „Gedanken im Kriege“.<sup>8</sup> Dieser Essay ist wahrscheinlich der meistinterpretierte deutschsprachige literarische Propagandatext im Ersten Weltkrieg, und zwar nicht nur wegen der Prominenz seines Autors, sondern weil Mann viele der geläufigen Argumente zu bündeln und mit großer Klarheit auszuführen vermochte.

Die grundlegende Unterscheidung, auf die er die „Gedanken im Kriege“ aufbaut, ist die zwischen Kultur und Zivilisation. Zivilisation ist dabei „Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – Geist“ (27).<sup>9</sup> Sie findet sich im Westen, besonders in Frankreich. Kultur dagegen ist „Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, und sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar.“ (27) Für die Kultur steht Deutschland.

Nun könnte das verwundern, könnte die Zivilisation als das Erstrebenswerte erscheinen. Tatsächlich wird Thomas Mann Jahrzehnte später, wenn er im Exil den Faschismus sowohl aus der deutschen Geistesgeschichte erklärt als auch ihn angreift, das Schema beibehalten, nur eben die Wertung umkehren. 1914 hingegen nimmt er Partei für das, was er für Kultur und damit für deutsch erklärt.

Grund ist zum einen ein antipolitischer Affekt: Anders als das Wort Zivilisation, bei dem die Deutschen „einen politischen Einschlag und Anklang“ spürten, sei das Wort Kultur „rein menschlichen Inhaltes“. (37) Zum anderen steht Zivilisation bei Mann für Wohlstand und Trägheit. Er haßt die Vorkriegszeit, für ihn „diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung“ (31), zu der er rhetorisch fragt: „Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungstoffen der Zivilisation?“ (32) Der Krieg macht mit all dem Schluß.

Der etwa 40jährige Mann traf sich in dieser Hinsicht mit vielen der jüngeren Avantgarde-Vertreter, für die der Krieg eine verhaßte bürgerliche Welt zerstörte.<sup>10</sup> Doch auch der frühere Naturalist Max Halbe dichtete: „Noch keiner hat des Reichtums schmeichelnd Gift / Ganz ungestraft geschlürft. Betäubend schwer / Und honigsüß rann es durch unser Blut, / Ein Taumeltrank, einlullend uns in Wahn / Und Träumerei von Schönheit, Glück und Frieden [...]“.<sup>11</sup> Und sogar der äußerst kriegsskeptische Hermann Hesse, der sich in der Schweiz abseits hielt, äußerte sich brieflich noch am 26.12.1914: „Die moralischen Werte des Kriege

---

<sup>8</sup> Zu Thomas Mann vgl. Jochen Strobel: Entzauberung der Nation. Die Repräsentation Deutschlands im Werk Thomas Manns. Dresden 2000; dort zu „Gedanken im Kriege“ S. 81-86; vgl. auch Köster (Anm. 1); S. 255-296; Fries (Anm. 1), Band 2, S. 83-91.

<sup>9</sup> Thomas Mann: Gedanken im Kriege. In: Ders.: Essays II (1914-1926). Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Band 15.1, Frankfurt a. M. 2002, S. 27-46; hier wie im Folgenden Seitenangaben im Haupttext.

<sup>10</sup> Zur anfangs unterschiedlichen, erst ab 1916 fast ausnahmslos pazifistischen Haltung expressionistischer Autoren vgl. Thomas Anz: Vitalismus und Kriegsdichtung. In: Mommsen (Anm. 1), S. 235-247.

<sup>11</sup> Max Halbe: Krieg. In: Thomas Anz / Joseph Vogl (Hg.): Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918. München 1982, S. 17-20.

schätze ich im ganzen sehr hoch ein. Aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden, tat vielen gut, grade auch Deutschland, und für einen echten Künstler, scheint mir, wird ein Volk von Männern wertvoller, das dem Tod gegenübergestanden hat und die Frische und Unmittelbarkeit des Lagerlebens kennt.“ (17f.)<sup>12</sup>

Die Ablehnung einer friedlich-sicheren Existenz war also weitverbreitet, und Mann erwähnt denn auch kurz die Sorge, der Sieg werde zu leicht erreicht: „Und als dann die ersten Entscheidungen fielen, als die Flaggen stiegen, die Böller dröhnten und den Siegeszug unseres Volksheeres bis vor die Tore von Paris verkündeten – war nicht fast etwas wie Enttäuschung, wie Ernüchterung zu spüren, als gehe es zu gut, zu leicht, als bringe die Nervlosigkeit unserer Feinde uns um unsere schönsten Träume?“ Doch fährt er fort: „Unbesorgt! Wir stehen am Anfang, wir werden um keine Prüfung betrogen sein“, und die Rede ist von einer „Utopie des Unglücks“. (33)

Nun ist der besondere Bereich von Künstlern die Kunst, und mögen manche von ihnen auch die Fähigkeit haben, politische Sachverhalte besonders prägnant zu formulieren – einen besonderen strategischen Vorteil haben sie genau dann, wenn sie ihre künstlerische Qualifikation für ihre politische Überzeugungstätigkeit einsetzen können. Nur empfiehlt es sich – hat man es mit dem Verhältnis von Kunst und Krieg zu tun – nicht allzu konkret zu werden. Thomas Mann bezeichnet denn auch nicht diesen Schrapnelleinschlag oder jenen Gasangriff als Kunst, sondern operiert mit mehreren Vermittlungen. So entspricht erstens die Kunst der Kultur: „Die Kunst ist fern davon, an Fortschritt und Aufklärung, an der Behaglichkeit des Gesellschaftsvertrages, kurz, an der Zivilisierung der Menschheit innerlich interessiert zu sein. Ihre Humanität ist durchaus unpolitischen Wesens, ihr Wachstum unabhängig von Staats- und Gesellschaftsformen. Fanatismus und Aberglaube haben nicht ihr Gedeihen beeinträchtigt, wenn sie es nicht begünstigten, und ganz sicher steht sie mit den Leidenschaften und der Natur auf vertrauenerem Fuße als mit der Vernunft und dem Geiste.“ (29)

Zweitens geht es darum, nun die Kunst mit dem Krieg zu verbinden. Entsprechend heißt es: „Sind es nicht völlig gleichnishafte Beziehungen, welche Kunst und Krieg miteinander verbinden? Mir jedenfalls schien von jeher, daß es der schlechteste Künstler nicht sei, der sich im Bilde des Soldaten wiedererkenne. Jenes siegende kriegerische Prinzip von heute: Organisation – es ist ja das erste Prinzip, das Wesen der Kunst. Das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung; Systematik, das strategische Grundlagen schaffen, weiter bauen und vorwärts dringen mit ‚rückwärtigen Verbindungen‘ [...]; als ein Ausdruck der Zucht und Ehre endlich Sinn für das Schmucke, das Glänzende: Das alles ist in der Tat zugleich militärisch und künstlerisch.“ (29f.)

---

<sup>12</sup> Hermann Hesse: Brief an Volkmar Andreae, vom 26.12.1914. In: Hermann Hesse: Die politischen Schriften. Sämtliche Werke, Band 15, S. 17-19, hier S. 17f. Hesse hatte sich am 29. August 1914 freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, war aber wegen Kurzsichtigkeit ausgemustert worden. Kurz darauf beklagte er in dem Artikel „O Freunde, nicht diese Töne!“, der in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 3.11.1914 erschien, öffentlich den Haß zwischen den Völkern. Zu Hesse vgl. Theodore Ziolkowski: Spiegel der gestörten Psyche. Hermann Hesse und der Erste Weltkrieg. In: Uwe Schneider / Andreas Schumann (Hg.): „Krieg der Geister“. Erster Weltkrieg und literarische Moderne. Würzburg 2000, S. 209-227. – Halbe und Hesse stehen bei weitem nicht allein mit einem defizitären Anti-Kapitalismus, der am Kapitalismus nicht die Armut kritisiert, die er hervorbringt, sondern im Gegenteil, daß er zu viel Luxus bereitstelle und verweichliche.

Das „Glänzende“ darf allerdings nicht allzu heiter sein. Thomas Mann verspricht ja eine „Utopie des Unglücks“, und dies verlangt nach Opfern. Wirklich zitiert er eine ungenannt bleibende Gewährperson mit den Sätzen: „Da wir umringt sind, da unserem Gewerfleiß die Zufuhr an Rohstoffen abgeschnitten und das Volk ohne Arbeit und Brot sein wird, so werden wir ungeheure Vermögenssteuern ausschreiben, Abgaben der Reichen bis zu zwei Dritteln, nein, bis zu neun Zehnteln ihres Besitzes, eine deutsche Kommune, freiwillig und voll Ordnung, wird sein, damit Deutschland bestehe.“ Mann fügt als eigenen Kommentar hinzu: „Das war das mindeste.“ (33)

Nun wissen wir heute, daß es zu diesen ungeheuren Vermögenssteuern nicht kam, sondern die Kriegskosten über längere Arbeitszeiten für die Arbeiterklasse und über Krieganleihen für die diejenigen, die etwas Geld erübrigen konnten oder mußten, aufgebracht wurden. Die Krieganleihen wurden dann durch Inflation und Währungsreform entwertet, und die Gewinner waren die Besitzer von Sachwerten. Etwas mehr Sinn für die Realität als Thomas Mann zeigte der österreichische Dichter Hugo von Hofmannsthal; und zwar derart viel Realismus, daß umgekehrt der propagandistische Wert seiner Artikel in Gefahr geriet. In seinem „Appell an die oberen Stände“ macht er sich Sorgen um die niederen Stände: „Aber es handelt sich noch um anderes, das uns obliegt, uns allein, gerade uns, uns in den großen Städten, uns in Wien vor allem. Da ist unser Schneider, da ist die Putzmacherin, da ist der Wäscheladen, da ist die Federnschmückerin; sie wollen leben. Der Posamentierer und der Lederarbeiter wollen leben. Der Buchhändler und sein Gehilfe wollen leben. Fünftausend Menschen oder siebentausend, die bereit sind, Abend für Abend zu unserer und unserer Frauen Unterhaltung zu geigen und zu flöten, zu mimen und zu singen, und die wir sonst nur schwer entbehren konnten, wollen leben. Und es ist an uns, daß wir leben und sie leben lassen.“ (99f.)<sup>13</sup>

Daraus folgert er: „Nur sehr bedingt ist jetzt das Verkleinern des Hausstandes anzuempfehlen, nur sehr bedingt der Verzicht auf das Überflüssige. Man hat vielfach so gern, so gedankenlos über seine Verhältnisse gelebt; nun tue man es gedankenvoll.“ (100)

Aus Hofmannsthals Sicht haben die oberen Stände eine ganz spezifische Aufgabe: „Man wird diesen oder jenen Saal, in dem wir Beethoven zu hören pflegten, mit Verwundeten belegen und ihm dadurch für alle Zeiten zu seinem Adel noch einen Adel verleihen, aber es werden andere Säle bleiben, und wir werden in Konzerte gehen, wie wir ins Theater gehen werden: um unsere, genau unsere Pflicht zu erfüllen. Denn es ist unsere Pflicht, genau an dem Punkt, wo das Schicksal uns hingestellt hat, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Dadurch, ja auch dadurch helfen wir jenen, die für uns siegen und sterben.“ (100)

Den etwa drei Millionen Soldaten und je 12 bis 15 Millionen Bauern und Arbeitern, die Hofmannsthal zählt, verspricht er im Namen der „höheren Stände“: „Unser sind drei Millionen, die heute und morgen ihre Pflicht tun werden bis zum letzten Atemzug. So seien

---

<sup>13</sup> Hugo von Hofmannsthal: Appell an die oberen Stände. In: Ders.: Sämtliche Werke, Band 34: Reden und Aufsätze 3. Frankfurt a.M. 2011, S. 98-101; zuerst in der Tageszeitung Neue Freie Presse vom 8.11.1914. Vgl. Andreas Schumann: „Macht mir aber viel Freude“. Hugo von Hofmannsthals Publizistik während des Ersten Weltkriegs. In: Uwe Schneider / Andreas Schumann (Anm. 12), S.137-151. Schumann arbeitet Hofmannsthals österreichzentrierten Patriotismus heraus, der auf Kaiser, Religion und Landschaft abhebt, eine deutsch-nationalistische Zuspitzung hingegen vermeidet.

denn nirgends, in keinem Winkel, ihrer auch nur ein paar hundert, die sich gegen die allgemeine Pflicht vergehen. Man würde sie aus dem Winkel hervorziehen und strafen müssen.“ (110)

Hofmannsthals Appell war wesentlich erfolgreicher als der Aufruf Thomas Manns zur Vermögensteilung; jedenfalls weiß die historische Forschung von keinem Wiener Großbürger, der wegen eines versäumten Beethoven-Konzerts vor Gericht gestellt werden mußte. Hofmannsthals groteske Überlegungen weisen, im Ernst, auf ein Problem hin: Dichter, wenn sie Propaganda treiben, möchten ihre Qualifikation nutzen und versuchen, originell zu sein. Wenn sie allerdings zeitlebens in so behüteten Verhältnissen gelebt haben wie Hofmannsthal und die niederen Stände allenfalls als Dienstboten kennengelernt haben, kann dieser Anspruch zu fatalen Folgen führen. Sogar ein ökonomisch begründetes Argument (tatsächlich wollen ja die Schneider und Putzmacherinnen nicht pleite machen) bekommt leicht einen Anflug von Zynismus. So gesehen ist es sicherer, wie Gerhart Hauptmann im „Reiterlied“ die plattesten Klischees zu bedienen. Der propagandistische Wert liegt dann nicht im ganz neuen Argument, sondern darin, daß sogar der Nobelpreisträger genau blöd reimt wie alle anderen auch.

### III

Soll die Volksgemeinschaft hergestellt werden, so braucht es auch vernehmbare Stimmen von unten. An Laiendichtern, die die Zeitungsredaktionen mit ihren Versen überschwemmt, war zwar kein Mangel. Einige Autoren aber wurden unter dem Label „Arbeiterdichter“ bekannt, wobei häufig im Unklaren blieb, ob dies die Herkunft oder eine politische Zugehörigkeit bezeichnete. Zu denen, deren Gedichte weit verbreitet wurden, gehört Karl Bröger, der mindestens bis 1933 der SPD eng verbunden war und nach der Machtübergabe an den Faschismus für einige Monate im KZ Dachau inhaftiert wurde – wobei gleichzeitig draußen die Hitlerjugend einige seiner Gedichte sang.

Eines seiner bekanntesten Werke aus dem Jahr 1914 heißt „Bekenntnis“, und die erste Strophe lautet: „Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, / bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. / Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort, / auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort / Deutschland“. Das Gedicht schließt mit den Versen: „Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr, / daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war. / Denk es, oh Deutschland.“<sup>14</sup>

Kleine Nebenbemerkung: Die Geschäftsstelle der Nürnberger SPD heißt immer noch Karl-Bröger-Haus. Jedenfalls, solche Werke dienten einerseits dazu, zögernde Arbeiter für den Krieg zu begeistern. Andererseits deutet die Schlußzeile einen Anspruch für die Nachkriegszeit an, nämlich daß die ärmsten Söhne vom Vaterland entsprechend ihrer Verdienste behandelt werden. Allerdings ist es politisch immer dumm, erst zu liefern und dann auf Bezahlung zu hoffen.

---

<sup>14</sup> Karl Bröger: Bekenntnis. In: Walter / Birkenbach (Anm. xxx), S. 16f.

#### IV

Alles, was bis hier an Begründungsmustern gezeigt wurde, ist veraltet. Heute mit einem Reiterlied zum Krieg zu mobilisieren, würde lächerlich wirken. Bereits im Ersten Weltkrieg wurde der Kampfflieger zum Heldenmodell, im Zweiten Weltkrieg dann zudem der U-Boot-Kommandant (und bei beiden die zählbaren Abschüsse bzw. Versenkungen, also ein Modell der Quantifizierbarkeit militärischer Erfolge). Auch das ist nicht mehr aktuell. Der Computerspezialist, der aus dem sicheren Bunker heraus in einem nine to five-Job Drohnen lenkt, wird sicherlich nie zum heldischen Vorbild taugen; und Ursula von der Leyens Versuche, die Bundeswehr mit Familienfreundlichkeit und Kinderbetreuung attraktiv zu machen, sollen dem Soldatenberuf Normalität geben, was jedem propagandistischen Pathos den Boden entzieht.

Der Einsatz des Militärs ist dabei angeblich das, was man nie wollte, jedoch gezwungen ist zu tun. Gegenwärtig interessant ist daher eine Haltung, die in der Öffentlichkeit von 1914 nicht sehr auffällig war, die zu untersuchen aber heute instruktiv ist. Es ist die Position, die eingangs als zögerliches Mitmachen bezeichnet wurde. Dies sollen nun an drei für die Öffentlichkeit verfaßten Tagebucheintragen veranschaulichen.

Das öffentliche Tagebuch ist eine grundlegend andere Form als die private Aufzeichnung. Es gibt zwar Überschneidungen im Falle besonders prominenter Autoren, die stets im Blick haben, daß nach ihrem Tod jede von ihnen verfaßte Zeile die Öffentlichkeit erfreut. Im fraglichen Zeitraum und bei Autoren aus der zweiten oder fünften Reihe haben wir es aber zweifellos mit bewußt für die damalige Gegenwart konzipierten Texten zu tun.

Der damals wie heute literarisch bedeutende Fischer Verlag gab und gibt die Zeitschrift „Die neue Rundschau“ heraus, in der 1914 ein „Brief aus der Provinz“ des sonst nicht weiter bekanntgewordenen Christian Undt erschien.<sup>15</sup> Sozialgeschichtlich ist der Bericht insofern interessant, als immer noch die Bilder von großstädtischem Jubel den Eindruck vermitteln, wie es denn im August 1914 wirklich gewesen sei. Undts Bericht, der auf den „zehnten Mobilmachungstag“ datiert ist, setzt mit einem Gegenbild ein: „In der Provinz, in der ich mich befinde, gibt es keine Begeisterung. Es sind keine Fenster eingeschlagen worden, und mehr als fünfzig Menschen haben noch nie gleichzeitig Hurra geschrien. Wenn die Truppen vorbeiziehn, stehen schweigende Reihen längs ihres Weges; Zurufe sind einzeln. In den Häusern bespricht man die kleinen Dinge, um die großen zu ahnen, mit bedächtiger Umständlichkeit. Das Wort Sieg fällt nicht. Das Wort Verlust, mit seinen größeren Forderungen, wird erwogen.“ (1266) Undt vergleicht die Stimmung mit der beim Beginn des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 und stellt einen spürbaren Rückgang an Begeisterung fest.

Es handelt sich eindeutig um einen Beitrag, der dem medial transportierten Bild von einhelligem Kriegsjubel widerspricht. Das bedeutet allerdings nicht, daß Undt Kriegsgegner wäre. Vielmehr stellt er der unreflektierten Begeisterung einen ganz individuellen Heroismus entgegen: „Die beste Nachricht wird in diesen Anfängen mit Zurückhaltung vernommen. Seltsame, vieldeutbare Eindrücke häufen sich täglich, aber niemand wagt zu sagen, wie die

---

<sup>15</sup> Christian Undt: Brief aus der Provinz. In: Die neue Rundschau, Oktober 1914, S. 1266-1269.

Entscheidung fallen wird. Jeder einzelne hat aber einen Feldzugsplan für seine Person, unerbittlich für alle Möglichkeiten, erdacht, um wissend, überblickend, einordnend den kommenden unendlichen Voraussetzungen von Freude und Schmerz in diesem Kriege dreier Kriege sich auszuliefern.“ (1266f.)

Undt lehnt Jubel und Pathos ab, um zu deklarieren: „Es gibt Sachlichkeit.“ (1267) Und diese Sachlichkeit soll nicht die der Unternehmenden, der Besitzenden sein, die auf einen Gewinn kalkulieren. Vielmehr ist es eine Sachlichkeit der Opferbereitschaft: „Die Leute, die aus kleinen Städten, aus den Dörfern vorbeikommen, sprechen von einem ganz objektiven Überblick aus. Wenn sie erzählen, sprechen sie zu sich selbst, reden sie sich mit Gründen zu. Viele sagen, sie kämen wohl sicher nicht zurück, aber die zu Hause sollen Ruhe haben.“ (1267) Die Provinz ist – in dieser Sicht – moderner als die Großstadt. Die einzelnen Personen sind nicht begeisterte Mitglieder einer archaischen Volksgemeinschaft, sondern sie sind ganz vereinzelt. Dabei verfolgen sie kein individuelles Interesse (und sei es das, zu überleben), sondern sehen sich ganz als Mittel, als Instrument, und sind bereit, sich von einer nicht genannten (aber den Lesern selbstverständlichen) höheren Macht bis zum Tod gebrauchen zu lassen.

Verlogen ist Undt, indem er die damals öffentlich prominente, imperialistische Kriegszieldiskussion ausblendet und die individuelle Beobachtung zur propagandistischen Norm erhebt: „Über den Krieg hinaus will niemand hier etwas wissen. Man weigert sich voranzusehen. Auch hierin ist die Einstellung der Kräfte deutlich, die Behutsamkeit in der Erregung des Gefühles, der außerordentliche Instinkt für die Bedingungen der inneren Ordnung.“ (1268) Auf der Ebene der Betroffenen ist bei Undt die Haltung zum Krieg ganz verinnerlicht. Sie reagieren auf die Erfordernisse der Lage, ganz ohne reaktionäre Ideologien, aber eben auch ohne einen Gedanken an ihre Interessen. Ihnen gegenüber steht die Sache – der Krieg – als handelndes Subjekt. Die Schlußsätze des Beitrags lauten: „Dieser Krieg bemißt nicht nur das Leben, er ermißt es auch. Es ist ein wägender, überlegender, denkender Krieg ein unerbittlich genauer Krieg in allen Dingen.“ (1269)

Ebenfalls in der „Neuen Rundschau“ erschienen Emil Ludwigs tagebuchartige Aufzeichnungen „Die großen Tage“.<sup>16</sup> Sie setzen ein mit dem 28. Juni, als Ludwig in Oxford von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers erfährt, und bringen in immer engeren zeitlichen Intervallen Notate von seiner Reise über London (22. Juli), Boulogne (24. Juli), Wien (28. Juli). Die Tage vom 29. Juli bis 5. August in Berlin sind dann ausführlich geschildert.

Am 30. Juli sieht Ludwig Wilhelm II. im Automobil vorbeifahren und beschreibt ihn wie folgt: „Aber der da grüßend sitzt, trägt eine Maske von Eisen. Das ist ein Mann vor der Entscheidung, die er fünfundzwanzig Jahre hinauszuschieben wußte. Ein Mann, der fühlt: von morgen ab fängt ein Ernst an, hinter dem die Jahre verdämmern. Auch die Jugend ist hin. An der Schläfe, dort, wo die Mütze es freiläßt, ist das Haar ganz weiß.“ (1322)

Natürlich ist das in gefährlicher Nähe zum Kitsch, und die Identifikation mit den Sorgen der Herrschers (die präzise zu fassen Ludwig sich hütet) legt eine verantwortliche Führung nahe,

---

<sup>16</sup> Emil Ludwig: Die großen Tage. In: Die neue Rundschau, Oktober 1914, S. 1319-1326.

ohne daß ein einziges politisches Argument fiele. Dem Lob des Kaisers entspricht das seines Volkes. Unter dem nächsten Tag notiert Ludwig: „Aber so groß ist dieses Pflichtgefühl, so anbetenswert ist diese Disziplin, daß selbst noch heute, wo alle die Entscheidung vorher wissen, dennoch alle warten, bis die Stunde des Ultimatums vorbei ist.“ (1322f.)

Hier zeigt sich der operative Vorteil der Gattung. Der scheinbare Eintrag Tag für Tag entbindet vom Zwang, konsequent zu denken. Die angeblich flüchtige Impression verpflichtet zu nichts, und Ludwig kann sich doch wieder darauf zurückziehen, doch nur seine Sicht gegeben zu haben. Das literarische Genre ist mithin ideal geeignet, Positionen zu behaupten, indem man Meinungen nur suggeriert. Am 1. August zeichnen sich die Deutschen durch Disziplin aus, am 5. August werden die Fenster der britischen Botschaft eingeschlagen, und Ludwig konstatiert: „Heute haben wir alle den Kopf verloren. Es ist gut so.“ (1325) Auf diese Weise kann jedwedes Verhalten zum Beleg für die Qualität des deutschen Volkes werden.

Räumlich und inhaltlich inszeniert der Text die Bewegung eines Ich in die Nation. Die Konversationen in England sind gezwungen herzlich, und der Leser weiß bereits, daß die Friedensbeteuerungen keine Kraft haben. Es entsteht keine wirkliche Gemeinschaft. Sogar beim Verbündeten in Wien bleibt Ludwig nur Beobachter, und in Berlin ist die Rede zunächst nur von einer „Menge“, oder Ludwig benutzt das unpersönliche „man“. Erst mit der Nachricht von der deutschen Mobilmachung entsteht ein „wir“, das den Autor einschließt, der nun glücklich notiert: „Zum erstenmal erlebe ich – ohne Verein, ohne Partei – in diesem Lande des kargen Gefühlsausdruckes, in diesem Volke des zurückgerissenen Pathos den großen, laut hinhallenden Ton aller: *Ein Gefühl* – und das fließt frei hervor! Hunderttausend Lippen, die eine Woche lang geschwiegen haben, sind wie von einem Zauberspruch gelöst. Hunderttausend Herzen strömen in die Nacht hinaus. Die Köpfe denken nicht mehr. Kopf neben Kopf, im Bogenlicht unter den Sommerbäumen, Ruf neben Ruf in den Dämmerwellen des warmen Abends, Züge, die zu atmen scheinen wie der Busen eines Weibes.“ (1323)

Am Abend desselben 1. August spricht Ludwig eine Russin und einen Russen, die sich von der russischen Politik und Gesellschaft distanzieren. Deren Lage ist das Gegenbild zu der Zugehörigkeit, die Ludwig feiert: „Mich ergreift ein ungekanntes Mitleid mit den vaterlandslosen Menschen. Ich fühle, was es heißt, dazuzugehören: einmal unter den Seinen sein, nicht unter vier und sechs – unter Millionen.“ (1324) Die Aufhebung der Politik in Stimmung läßt jeden Einwand ins Leere laufen, zumal Ludwig die Fragen nach Interessen konsequent ausblendet. Der Text stellt dar, wie die Distanz zum Krieg und einer nationalen Gemeinschaft Schritt für Schritt überwunden wird.

Allerdings würde er heute nicht mehr funktionieren, weil Zugehörigkeit mittlerweile am wirksamsten auf dem Umweg über kritisches Bewußtsein demonstriert wird. Wie das geht, das können wir an einem anderen Text ablesen. Der Theaterkritiker Alfred Kerr übertrug 1914 den skizzenhaften Stil seiner Berichte über Aufführungen auf die Politik, und zwar in einen Text, der „Aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens“ überschrieben ist.<sup>17</sup>

Dieses „Hirnwesen“ äußert sich in 25 knappen Abschnitten, deren längster eine Druckseite umfaßt und deren kürzester nach vier Zeilen zuende ist. Der Grundkonflikt ist bereits im

---

<sup>17</sup> Alfred Kerr: Aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens. In: Die neue Rundschau, Oktober 1914, S. 1308-1315.

ersten Abschnitt exponiert. Kerr schreibt über zwei Regungen, deren erste gegen das Soldatische gerichtet ist: „Ein Gefühl des Abrückens von einer Menschengattung, die Besseres noch nicht gelernt hat als mit solchen Mitteln“ – also Gewalt – „hiesige Dinge zu ordnen. Habe nichts mit ihnen zu schaffen; in Ewigkeit; in Ewigkeit; in Ewigkeit.“ (1308)

Einmal ewig ist bereits die längstmögliche Zeitdauer; dreimal ewig ist eine Beteuerung, die schon auf einen kommenden Seitenwechsel hindeutet. Und wirklich fährt Kerr fort: „Der andere Ruf sagt: sie dürfen diesem edlen Volk nichts tun. Nichts diesem ‚Deutschland‘ benannten Gefühl, das wir im Blut haben. Man hat die Frechheit uns am Atmen hindern zu wollen. Schluchzende Wut packt einen.“ (1308)

Oberflächlich betrachtet, verharrt Kerr bis zum Ende seiner Notizen in diesem Zwiespalt. Mal überwiegt der eine Aspekt, mal der andere. Ludwig skizziert seine Erlebnisse; bei Kerr dominiert die Reflexion. Es gibt ein Handlungselement, das auch schon im ersten Abschnitt auftaucht: nämlich Kerrs freiwillige Meldung zum Militär, die jedenfalls auf der Ebene der Praxis eine Entscheidung in dem genannten Dilemma bedeuten würde – wäre da nicht der 9. Abschnitt, in dem Kerr, bei Kriegsbeginn immerhin 46 Jahre alt, die Weisung erhält, „das Aufgebot abzuwarten“ (1311); es gibt mehr als genug kampfwillige Männer.

Damit aber ist die Sache nicht abgetan. Kerr schreibt ein zweites Gesuch und erwägt, ob er sich nicht mit seiner „mittleren Schießfähigkeit“ anpreisen soll, doch dann stockt etwas in ihm, und er denkt: „Menschenköpfe“. (1311) So teilt er mit, er könne Französisch wie ein Franzose sprechen und schreiben.

Sachlich ist das inkonsequent. Eine Armee im Krieg hat zur Aufgabe, Feinde mittels Kopfschuß oder durch andere Mittel zu töten. Entweder man findet das in einer bestimmten Situation sinnvoll und meldet sich zu ihr – oder man lehnt es ab und hält sich, soweit möglich, von ihr fern. Ein guter Dolmetscher, auch wenn er selbst nicht schießt, trägt dazu bei, Informationen über lohnende Ziele für einen Beschuß zu sammeln.

Das Sinnlose der Argumentation verschwindet indessen, wenn wir von der Ebene der militärischen Taktik auf die der Textstrategie wechseln. Nun haben wir ein Ich, daß sich von so groben Tätigkeiten wie Menschenköpfe zu zerschießen distanziert und stattdessen seine Sprachfähigkeiten, die Ausweis internationaler Gewandtheit sind, für den vornehmen Teil der Sache einsetzt. Der Krieg des zögernden Hirnwesens wird für andere zögernde Hirnwesen akzeptabel.

Dabei geht es sehr geschickt darum, sich von allzu groben Nationalismen abzusetzen. Ludwig hatte das noch recht einfach gemacht, indem er ein vulgäres „Hurraschreien ohne Grund“ (1323), das er abgelehnt hatte, für ein Problem der Vergangenheit erklärte und ganz in der angeblich neuerstandenen nationalen Kampfgemeinschaft aufging. Kerr dagegen nimmt weiterhin nationalistische Grobheiten wahr, die ihn abstoßen. Er verachtet diejenigen, die von Kriegsbeginn an den Zaren schmähen, weil nun die Regierung es erlaubt – „Ich würde das jetzt nicht tun, wenn ich es vorher nicht gewagt hätte.“ (1369) Er erwähnt, wie die fanatische Menge ein Kaffeehaus, in dem angeblich die russische Hymne gesungen wurde, verwüstet und der unschuldige Wirt ruiniert ist. In einem eigenen Abschnitt beschreibt er etwas „Furchtbares“ (1310), nämlich wie am Potsdamer Platz ein Landwehrmajor wegen angeblich

falscher Tressen als Spion verdächtigt wird und – mitsamt seiner Begleiterin blutig geschlagen – nur durch das Eingreifen der Staatsmacht der Lynchjustiz entkommt.

„In alledem ist Besorgnis um das Land – aber auch das Glück, Rohheit zu tätigen.“ (1310) Diese psychologisch zutreffende Bemerkung führt aber nicht zu einer grundsätzlichen Kritik am Krieg, sondern zu einer Kritik am Stil, in dem dieser Krieg propagiert wird. Der längste Abschnitt des „Kriegsbuchs“ zeigt scheiternde Bemühungen, primitive Propagandagedichte zu schreiben. Tatsächlich veröffentlichte Kerr solche Gedichte unter Pseudonym – für die gebildeten Leser der „Neuen Rundschau“ aber mußte die Zurschaustellung von Skrupeln her.

Gibt es bei Kerr politische Argumente? Tatsächlich benennt er das von Deutschland angegriffene neutrale Belgien als Opfer und mag nichts von „belgischer Niedertracht“ (1312) lesen. Er haßt nicht die Bevölkerung der feindlichen Staaten, jene „Hunderttausende, die nicht anders empfinden als wir“ – freilich nur darum nicht, weil sie von einer „Verbrecherschar“ „machtlos fortgerissen“ werden. (1310) Seine politische Skepsis richtet sich sogar gegen Kernpunkte der zeitgenössischen Kriegsideologie.

Erstens ist er nicht überzeugt, daß „Standesunterschiede“ in einer großen Gemeinschaft aufgehoben seien. „Doch bei schärferem Zusehen scheint es mir seltsam, daß bei Furcht und gemeinsamer Schrecknis der Höhere zum Untengehaltenen sagt: ‚Lieber, ein Bruderpaar sind wir, komm...‘“ (1314)

Zweitens stellt Kerr sogar die offizielle Erklärung infrage, Deutschland sei dieser Krieg aufgezwungen worden. „Wie weit ist Mobilmachung ein Stoß, wie weit ein Parieren? Wir wissen sogar das nicht. Wie weit ein Merkmal des Muts, wie weit eines der Furcht? Aus dem Briefwechsel des englischen mit dem russischen Obmann geht hervor, daß alle, alle, alle sich vor den Widersachern fürchteten; und daß jeder deshalb aus Furcht vor dem andern losschlug. Gräßliche Komik des Blutigen.“ (1315)

An dieser Stelle scheint die Konsequenz unabweisbar, sich diesem Blutvergießen zu entziehen. Doch deklariert Kerr das Gegenteil: „Und wie dem dreimal sei: Zu Hause stirbt man und erstickt, wenn sie einen nicht mitnehmen. Wir wollen kämpfen: für Deutschland. Es ist ein Kampf um die Gesittung ... mit den Mitteln des Gegenteils.“ (1315)

Die Einleitung dieses Abschnitts bildet die Parole jedes Opportunismus: Man könne sich nicht gegen eine Mehrheit stellen. Der zweite Satz bezeichnet die praktische Konsequenz: nämlich wider besseres Wissen einen nationalistisch begründeten Krieg zu unterstützen. Weshalb im dritten Satz dann von „Gesittung“ die Rede ist, das ist logisch nicht zu begründen, aber rhetorisch notwendig: Es kommt ja kein Opportunismus ohne Moral aus. Im vorliegenden Fall ist die Gesittung, um die es geht, partikularistisch und national: Die Erkenntnis des Einzelnen ist in dieser Sichtweise nichts, wenn sie nicht mit der Sichtweise der nationalen Gemeinschaft zusammenfällt.

Das ist heute so nicht mehr aktuell. Appelle für den Krieg, soweit von Intellektuellen verfaßt, kommen mittlerweile im Namen universeller Menschenrechte daher. Gemeinsam ist den Mustern jedoch, daß eine konkrete politische Analyse der Konflikte und der Interessen derer, die an ihnen beteiligt sind, abgelehnt wird und es stattdessen um eine Moral geht, die eine

Kriegsmoral ist. Kerr ist darin besonders schlau, daß er alle Gegenargumente anführt, um sie dann doch beiseite zu wischen. Das „Hirnwesen“, das die Überschrift benennt, kommt zuletzt zum gleichen Ergebnis wie der dümmste Offizier, nämlich: „Es gibt nur einen Herzschlag in dieser Stunde: Deutschland, Deutschland über alles.“ (1315) Nur braucht das Hirnwesen einen Umweg, der diese äußerste Trivialität als Ergebnis tiefgründiger Selbstreflexion erscheinen läßt.

## V

Die hier vorgestellten Schriftsteller sind bei weitem nicht die schlimmsten der Schlimmen. Sie haben vor 1914 keineswegs den rechten Flügel der deutschsprachigen bürgerlichen Literatur gebildet, und die Mehrzahl verteidigte nach 1919 die Weimarer Republik. Das gilt ohnehin für den flexiblen Gerhart Hauptmann, der sich dann 1933 den Nazis annäherte, um kurz vor seinem Tod 1946 noch gute Kontakte zur sowjetischen Militäradministration zu knüpfen. Thomas Mann distanzierte sich in den 20er Jahren von seinen konservativen Freunden und mußte nach 1933 ins Exil gehen, von dem aus er in Essays und Ansprachen das faschistische Regime bekämpfte. Emil Ludwigs Bücher wurden 1933 verbrannt, auch er beteiligte sich in den USA an der antifaschistischen Aufklärung. Kerr gehörte in der Weimarer Republik zu den linksbürgerlichen Intellektuellen und zu den Kritikern der NSDAP; nicht nur wegen seiner jüdischen Herkunft mußte er 1933 zuerst nach Prag, später nach London fliehen.

Daß von solchen Autoren relativ anspruchsvolle Rechtfertigungen der deutschen Politik erschienen, zeigt die beherrschende Position der Kriegsbefürworter in der Öffentlichkeit, die bis ins Jahr 1915 hinein fast keinen Widerspruch fanden; und eben daran orientieren sich die meisten Intellektuellen. Rückschlüsse auf die Mehrheit der Bevölkerung sind darum nur bedingt möglich. Wie aktuell dies ist, können wir gegenwärtig jeden Abend im Fernsehen und jeden Morgen in fast jeder Tageszeitung erleben. Dennoch hat sich einiges geändert. Dazu als Abschluß sechs Thesen.

Erstens: Bestimmte Formen naiv-abenteuerlicher Kriegsbegeisterung sind veraltet und lassen sich wohl auch kaum wiederbeleben. Egal, was die NATO nächstens unternehmen wird, wir werden kein Reiterlied mehr bekommen und wohl auch kein Fliegerlied. Das Bewußtsein, in welchem Maße der Krieg technisiert ist und welche Folgen die Waffen haben, ist zu verbreitet. Damit sind auch Rührseligkeiten wie Ganghofers Sterbgedicht abgeräumt; der Soldatentod ist wie der Tod überhaupt tabuisiert.

Zweitens ist mit allzu grober Brutalität kein Krieg mehr zu führen, jedenfalls auf der Propagandaebene. Ein Vers wie „Jeder Schuß ein Ruß“ geht nicht mehr – die Russen oder wer auch immer werden ja angeblich befreit.

Drittens: Auch Thomas Manns „Utopie des Unglücks“ ist keine große propagandistische Zukunft vorherzusagen. Kriege werden zumindest in den westlichen Ländern nur insoweit akzeptiert, als es den Regierungen gelingt, glaubwürdig zu versichern, daß praktisch keine eigenen Verluste anfallen – siehe etwa die Probleme der USA beim Irakkrieg, und das bei Verlusten, die gemessen an denen in den Weltkriegen gering waren.

Das führt viertens zu einer ganz neuen Schwierigkeit. Für diesen Beitrag bot sich eine Unzahl effektvoller Zitate an, und das Problem war, welche wegzulassen. Auf beinahe jeder Druckseite von 1914 findet sich irgendein Satz, der für uns grauslich klingt. Heute ist das Gegenteil der Fall: Die Hälfte der Zeit, die man für Argumente zur Verfügung hat, verbringt man mit dem Streit darüber, ob überhaupt ein Krieg geführt wird oder nicht vielmehr eine humanitäre Intervention, eine Friedenssicherung oder was auch immer stattfindet. Die neue Propaganda rechtfertigt nur einen Teil der eigenen Aktionen; den größeren Teil verbirgt sie hinter Plastikwörtern.

Das heißt aber – fünftens – nicht, daß die Texte von 1914 ganz einer vergangenen Zeit angehören würden. Vielmehr weisen zumindest die längeren, diskursiven Veröffentlichungen bereits auf die Notwendigkeit hin, den Krieg zu legitimieren. Der Staat hat nicht einfach das Recht, Krieg zu führen und irgendwas zu erobern (jedenfalls nicht die europäischen Staaten untereinander). Es braucht eine moralische Rechtfertigung. Deutschland – so ist man sich einig – sei nur aus Not in den Krieg gezogen. Dies koexistiert allerdings mit einer Vorstellung vom Krieg als nationaler Ertüchtigung.

Sechstens: Die angebliche Verbreitung von Menschenrechten spielt 1914 noch keine Rolle. Die Sicht ist national-partikularistisch (höchstens wird zugestanden, daß die feindliche Nation eine ebensolche Sicht haben könnte, was dann meist durch Täuschung bzw. Selbsttäuschung erklärt wird). Als Künstler beziehen sich die Schriftsteller zuweilen auf Kultur, doch schließt in ihrem Verständnis Kultur das Zerstörerische ein. In besonders schlaue ausgearbeiteten Texten erscheinen zivilisatorische Bindung und Friedensliebe als die Faktoren, die überwunden werden müssen, um zum nationalen Gemeinschaftserlebnis zu gelangen. Wir sind da wieder bei einem macht- und marktgestützten Konformismus, der sehr aktuell wirkt.